

Jost Hermand: Heinrich Heine. Kritisch. Solidarisch. Umstritten.

Köln, Weimar, Wien: Böhlau Verlag 2007, 250 Seiten.

Hinter den drei Adverbien, die der Germanist Jost Hermand als Untertitel seinem Heine-Buch mitgegeben hat, müssten eigentlich Ausrufezeichen stehen: Es handelt sich um die Eigenschaften, die Heine nach Hermand zuallererst auszeichnen, und daß es keine Fragezeichen sind, macht die Lektüre der insgesamt dreizehn Beiträge dieses Bandes stellenweise ermüdend. Schon nach den ersten Seiten weiß man nämlich, worauf es Hermand ankommt: Er will nachweisen, daß Heine der »bedeutendste politische Rebell unter den Dichtern des 19. Jahrhunderts« (149) gewesen sei und er variiert dieses Leitmotiv vor allem in Wiederholungen.

Die Auseinandersetzung darüber, wie Heines Werk und einzelne seiner Äußerungen politisch einzuordnen sind, ist nicht neu: Vor allem die marxistische Rezeption reklamierte Heine als »engagierten Schriftsteller«, der in seinen Prosaschriften mit beißender Ironie die politischen und gesellschaftlichen Zustände seiner Zeit kritisierte, während eine mehr immanente Interpretation den ironischen Romantiker der Gedichte hervorhob. Am einfachsten schienen sich beide Interpretationsrichtungen auf den Begriff der »Zerrissenheit« einigen zu können.

Hermand geht es in diesem Sammelwerk, in dem – bis auf zwei – alle Beiträge auf Vorträge oder Veröffentlichungen zurückgehen, vor allem um Heines »geschichtsphilosophische und politikästhetische Begriffswelt« (11). Wenn er dazu schreibt, daß Heines Werke in ihren Inhalten immer historischer werden, das aber ihre kritische Haltung wie ihre »positive (...) Anteilnahme an den Sorgen der gesellschaftlich Ausgegrenzten weiterhin vorbildlich« (16) bliebe, so regt sich Widerspruch beim Leser. Hat Heine es nötig, daß man auf diese Weise sein Nachleben sichert?

Hermand wählt, um sein Anliegen zu vermitteln, einen Umweg: Er interpretiert nicht systematisch Heines Schriften, sondern er stellt Heine in Beziehung zu ausgewählten Persönlichkeiten (Dichtern wie Lessing, Goethe, Schiller und Büchner beispielsweise, aber auch Napoleon und Marx) und zu aus Hermands Perspektive wichtigen Problemstellungen wie »Massen« oder »Religion«. Zwei Kapitel beschäftigen sich mit der Rezeption Heines bei Franz Mehring und im Kalten Krieg und das Abschlusskapitel zieht ein polemisches Fazit zum Begriff der »Moderne«.

Für Leser, die sich mit Heine befasst haben oder befassen, bringen Hermands Ausführungen nichts wirklich Neues. Heine war sicher ein Aufklärer und sah sich selbst als »Kämpfer im großen Befreiungskampf der Menschheit« (30). Aber zuallererst verstand er sich als Dichter und Publizist, und es ist sein Umgang mit Sprache, der auch heute noch seine Prosaschriften – seine Gedichte gehören eh zum Kanon der Weltliteratur – lesenswert machen. Die Frage, welche politischen Positionen Heine vertrat, ist demgegenüber zweitrangig und vermutlich sowieso nicht eindeutig zu beantworten – auch Hermand muß das immer wieder zugeben. Deshalb sind alle Versuche, Heine Begriffe zuzuordnen wie »progressionsbetonter bürgerlicher Liberaler« (216) oder »linksliberal« (166), Hilfskonstruktionen, die letztendlich bei der Interpretation seiner Werke nicht weiterhelfen.

Hermand, der lange in den USA gelehrt hat, schreibt nach wie vor im Jargon der Linken aus den 70er Jahren – was den Eindruck verstärkt, hier solle ein Dichter »auf links« gebracht werden. Auch das macht die Lektüre des Buches nicht gerade attraktiv.

Bonn/Gummersbach

Monika Faßbender

Anthony Howe/Simon Morgan (Hrsg.): Rethinking Nineteenth-Century Liberalism. Richard Cobden Bicentenary Essays

Aldershot: Ashgate (Modern Economic and Social History), 2006, 302 S.

In Deutschland ist »Manchestertum« ein Kampfbegriff, der – hierin ganz ähnlich dem Neoliberalismus – dazu instrumentalisiert wird, den Liberalen soziale Herzlosigkeit zu unterstellen. Als sich 2004 der Geburtstag Richard Cobdens zum 200. Male jährte, war dies eine Gelegenheit, um hinter dem Mythos das authentische Bild freizulegen, die zumindest in seinem Heimatland Großbritannien genutzt wurde.

Cobden, ein Unternehmer aus Manchester (daher der Begriff »Manchestertum«), war der Anführer der Bewegung, die 1846 die Getreidezölle (Corn Laws) in England zu Fall brachte, die ein Symbol waren für die protektionistische Interessenpolitik zugunsten des agrarischen Grundbesitzertums – eine Interessenpolitik, die die Lebenshaltungskosten der Armen unerträglich steigerte und viel Elend mit sich brachte. Im Kern handelte es sich bei Cobdens Politikverständnis um ein hochidealisiertes, radikalliberales und sehr sozial engagiertes Engagement. Zudem war die Forderung nach Freihandel außenpolitisch immer als Instrument zur Überwindung von Krieg und Kolonialismus gedacht. Das hat wenig mit dem heute vorherrschenden Schreckbild vom »Manchestertum« zu tun.

Der von Anthony Howe (University of East Anglia) und Simon Morgan (University of Leicester) herausgegebene Band *Rethinking Nineteenth-Century Liberalism* versammelt Beiträge über Cobden, die anlässlich Kolloquiums zum 200. Geburtstag Cobdens als Vorträge gehalten wurden. Sie decken nicht nur Aspekte seines Wirkens auf, sondern widmen sich vor allem auch der Wirkungsgeschichte.

Dabei gewinnt der Leser durchaus neue Erkenntnisse und überraschende Einsichten. Cobdens Erfolg als einer der wichtigsten Staatsmänner des Viktorianischen Englands (obwohl er nie einen Kabinettsposten innehatte) war nicht nur dem ungewöhnlichen Organisationstalent, das eine echte Massenbewegung schuf, und der plakativen Radikalität seiner Anschauungen gedankt, sondern auch einem trotzdem vorhandenen Sinn für Pragmatismus und Machbares. Die ideologische Purifizierung auf ein doktrinär minimalstaatliches Politikverständnis ist zum großen Teil ein Konstrukt, das von seinen Anhängern stammt, die postum (Cobden starb 1865) an einem kohärenten Weltbild